



1926-03-14

Marie Ebner-Eschenbach. Zum zehnten Todestag.

Regine Altmann

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay

 Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19260314&seite=31&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Altmann, Regine, "Marie Ebner-Eschenbach. Zum zehnten Todestag." (1926). *Essays*. 40.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/40

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Marie Ebner-Eschenbach.

Zum zehnten Todestag.

Der Österreicher ist der geborne Novellist. Aber die österreichische Novelle, die, schlanker, beweglicher, launiger als die deutsche, in ihren besten Augenblicken etwa zwischen Kleist und Gottfried Keller eine gemütliche Mitte hält, ist verhältnismäßig jung. Sie tritt, in Grillparzers Erzählung „Der arme Spielmann“ wurzelnd, eigentlich erst mit Adalbert Stifter blühend in Erscheinung, und verzweigt sich dann, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, ins Gesellschaftliche. Diese Verzweigungen heißen Ferdinand u. Saar und Marie Ebner-Eschenbach. Beide sind gleich strenge, gleich gewissenhafte Künstler der Form, aber Saar ringt mit ihr, während die Eschenbach, die mit ihr oft nur zu spielen scheint, sie in Wahrheit meistert. Nebst der leichteren Hand hat sie auch eine gewisse Freundlichkeit des Tones, eine schalkhafte Anmut des Vortrages vor dem ernsteren, aber auch bedrückteren Weggenossen voraus, der, wie sie, aus einer ihm naheliegenden, meist aristokratischen Umwelt schöpfend, über den Kreis seiner Modelle, die ihn nicht lasen, kaum hinausdrang. Während die Eschenbach den Anschluß an das Deutsche Reich, der für den österreichischen Schriftsteller schon vor dem Weltkrieg eine Lebensfrage war, noch in jüngeren Jahren herstellte. Heute zehn Jahre nach ihrem Tode, ist sie bereits durchaus ins deutsche Leserbewußtsein übergegangen und ihre Stellung in der deutschen Literaturgeschichte verbrieft. Sie hat – eine geborene Gräfin Dubsy und auch als Schriftstellerin nicht eben eine Revolutionärin – scheinbar nichts Grundstürzendes verrichtet, ihre Feder hat gewiß keine Berge versetzt und dennoch in ihrer Art etwas Unvergängliches geleistet. Die kurz angebundene, rasch erzählte Novelle, ihre eigentliche Facharbeit, hat sie neben Hense, der sie bei Lebzeiten ebensoweit überglänzte, als er heute als Künstler hinter ihr zurückstehen muß, recht eigentlich erst literaturfähig gemacht und, zumal in ihren späten Reisejahren, mit allen Merkmalen großer Kunst versehen. Eine solche Novelle, die man in Österreich eine „Geschichte“ nennt, ist beispielsweise „Die eine Sekunde“ in ihrem letzten Band: „Stille Welt“; eine gleichwertige ist „Krambambuli“ und „Der Muss“, die dreißig Jahre früher entstanden sein mögen. In derartigen knappen, dramatisch bewegten, dichterisch beseelten Erzählungen bewährt die Eschenbach ihre letzte Meisterschaft und gewinnt eine literaturgeschichtliche Bedeutung. Sie hat, um es mit einem Wort zu sagen, die kleine Geschichte groß gemacht.

In jeder kleinen Geschichte steckt, wenn sie gut ist, ein Roman und zuweilen hat Marie Ebner-Eschenbach auch diesen Roman geschrieben. „Das Gemeindegeld“, „Lotti, die Uhrmacherin“, „Der Herr Hofrat“ bewahren auch den längeren Atem der lieben Erzählerin, die sie ist und bleibt, ohne doch die Eloquenz ihrer kurzgefaßten Mitteilung zu erreichen. Die Ebner-Eschenbach, die in der Mitte ihres mehr als achtzigjährigen Lebens einen Band Aphorismen erscheinen ließ, war im Grunde ein zur aphoristischen Abbeugung geneigter Geist, und auch schon darum für jene bescheidene Meisterschaft der kurzen Erzählung vorbestimmt: denn die kurze Geschichte, was ist sie anderes als ein episch ausgeführtes Aphorisma? Übrigens brauchte sie lange, ehe sie sich zu dieser ihrer Meisterschaft durchrang. In der ersten Hälfte ihres Lebens vergeudete sie Jahrzehnte – glücklicherweise hatte sie einiges zuzusetzen – mit dem Drama, von dem dann doch etwas, nämlich der dramatische Nerv und der natürlich lebhafteste, seine Dialog in ihre erzählende Kunst übergeht; dann schlug sie sich, wieder jahrzehntelang, mit dem Geist der deutschen Familienblätter herum, dem zu verfallen sie der ihr mangelnde Erwerbssinn und eine gewisse aristokratische Abneigung gegen jede Art von wohlfeiler Mittelmäßigkeit sowie ihr guter Geschmack schützten; und erst gegen Ende ihrer äußerlich kaum bewegten und dennoch sanft ansteigenden Laufbahn stellte sie sich auf die Höhe ihres eigenen Genius

mit dem schönen Wort, in dem der Ertrag einer sechzigjährigen stillen Entwicklung beschlossen liegt: „In meiner Jugend hab' ich ja wohl auch dies und jenes versucht: jetzt aber im Alter bin ich ganz zufrieden, wenn es mir gelingt, eine kurze Geschichte gut zu erzählen.“

Eine kurze Geschichte gut zu erzählen – das klingt freilich bescheidener, als es gemeint ist, und die Eschenbach, die als eine noch aus der Grillparzer-Zeit niedersteigende große Dame unserer Literatur oft so unbescheiden war, bescheiden zu sein, wußte natürlich ganz genau, wie sie es meinte. In Wahrheit darf uns ja ihre scheinbare Anspruchslosigkeit nicht täuschen: sie ist nicht nur eine Meisterin in ihrem Fach, sondern auch eine Künstlerin, ist es auch nach der technischen Seite hin. Wie sie uns mit lebhafter Charakteristik in eine Erzählung einführt; wie sie dann, nachdem sie uns mit den Personen vertraut gemacht, ihre Vorgeschichte nachholt; wie sie abschweift und zurückkommt, die Handlung anspinnt und mit immer neuen Erzählerkünsten das Interesse des Lesers bis zu dem wohlvorbereiteten und doch überraschenden Schlusse festhält: das alles bescheinigt eine nicht alltägliche Ueberlegenheit über den Stoff, die man sich, selbst eine große Begabung vorausgesetzt, keineswegs im Handumdrehen aneignet. Die besten Novellen der Ebner-Eschenbach sind auch in dieser Richtung wahre Schulbeispiele, die für ihre ungemeine Bescheidenheit nachträglich das beste Zeugnis ablegen. Marie Ebner-Eschenbach hat auch literarisch die beste Kinderstube gehabt.

Ein Kind, befragt, welche Art von Erzählungen es vorziehe, antwortete: „Ich mag die lieber, die beginnen: Halt! rief eine Stimme aus dem Gebüsch!“, als die so anfangen: „An einem nebligen Novembermorgen ...“ Nun, die Erwachsenen sind heute ungefähr derselben Meinung, und viele unter ihnen werden die Ebner-Eschenbach, die es, alles in allem, doch mehr mit dem nebligen Novembermorgen hält, darum etwas altmodisch finden. Mögen sie recht haben: Meisterschaft bleibt Meisterschaft, und wenn es eine ist, die ein so edles, so gütiges, so zart empfindendes Frauenherz bewegt, so liegt kein Grund vor, daß wir ihrem Genius die Reverenz verweigern, weil er in einem gemächlichen Tempo einerschreitet als der vom Krieg befeuerte Genius der Jetztzeit.

R. A.

Literaturblatt.

Marie Ebner-Eschenbach.

Zum zehnten Todestag.

Der Oesterreicher ist der geborne Novellist. Aber die österreichische Novelle, die, schlanker, beweglicher, launiger als die deutsche, in ihren besten Augenblicken etwa zwischen Kleist und Gottfried Keller eine gemüthliche Mitte hält, ist verhältnismäßig jung. Sie tritt, in Grillparzers Erzählung „Der arme Spielmann“ wurzelnd, eigentlich erst mit Adalbert Stifter blühend in Erscheinung, und verzweigt sich dann, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, ins Gesellschaftliche. Diese Verzweigungen heißen Ferdinand v. Saar und Marie Ebner-Eschenbach. Beide sind gleich strenge, gleich gewissenhafte Künstler der Form, aber Saar ringt mit ihr, während die Eschenbach, die mit ihr oft nur zu spielen scheint, sie in Wahrheit meistert. Nebst der leichteren Hand hat sie auch eine gewisse Freundlichkeit des Tones, eine schalkhafte Anmut des Vortrages vor dem ernsteren, aber auch bedrückteren Begenossen voraus, der, wie sie, aus einer ihm naheliegenden, meist aristokratischen Umwelt schöpfend, über den Kreis seiner Modelle, die ihn nicht lasen, kaum hinausdrang. Während die Eschenbach den Anschluß an das Deutsche Reich, der für den österreichischen Schriftsteller schon vor dem Weltkrieg eine Lebensfrage war, noch in jüngeren Jahren herstellte. Heute, zehn Jahre nach ihrem Tode, ist sie bereits durchaus ins deutsche Leserbewußtsein übergegangen und ihre Stellung in der deutschen Literaturgeschichte verbrieft. Sie hat — eine geborene Gräfin Dubsky und auch als Schriftstellerin nicht eben eine Revolutionärin — scheinbar nichts Grundstürzendes verrichtet, ihre Feder hat gewiß keine Berge besetzt und

dennoch in ihrer Art etwas Unvergänglichliches geleistet. Die kurz angebundene, rasch erzählte Novelle, ihre eigentliche Facharbeit, hat sie neben Henze, der sie bei Lebzeiten ebenso weit überglänzte, als er heute als Künstler hinter ihr zurückstehen muß, recht eigentlich erst literaturfähig gemacht und, zumal in ihren späten Reisejahren, mit allen Merkmalen großer Kunst versehen. Eine solche Novelle, die man in Oesterreich eine „Geschichte“ nennt, ist beispielsweise „Die eine Sekunde“ in ihrem letzten Band: „Stille Welt“; eine gleichwertige ist „Krambambuli“ und „Der Muff“, die dreißig Jahre früher entstanden sein mögen. In derartigen knappen, dramatisch bewegten, dichterisch beseelten Erzählungen bewährt die Eschenbach ihre letzte Meisterschaft und gewinnt eine literaturgeschichtliche Bedeutung. Sie hat, um es mit einem Wort zu sagen, die kleine Geschichte groß gemacht.

In jeder kleinen Geschichte steckt, wenn sie gut ist, ein Roman, und zuweilen hat Marie Ebner-Eschenbach auch diesen Roman geschrieben. „Das Gemeindegeld“, „Lotti, die Uhrmacherin“, „Der Herr Hofrat“ bewähren auch den längeren Atem der lieben Erzählerin, die sie ist und bleibt, ohne doch die Eloquenz ihrer kurzgefaßten Mitteilung zu erreichen. Die Ebner-Eschenbach, die in der Mitte ihres mehr als achtzigjährigen Lebens einen Band Aphorismen erscheinen ließ, war im Grunde ein zur aphoristischen Abbreviatur geneigter Geist, und auch schon darum für jene bescheidene Meisterschaft der kurzen Erzählung vorbestimmt; denn die kurze Geschichte, was ist sie anderes als ein episch ausgeführtes Aphorisma? Uebrigens brauchte sie lange, ehe sie sich zu dieser ihrer Meisterschaft durchrang. In der ersten Hälfte ihres Lebens vergeudete sie Jahrzehnte — glücklicherweise hatte sie einiges zuzusehen — mit dem Drama, von dem dann doch etwas, nämlich der dramatische Nerv und der natürlich lebhafteste, seine Dialog in ihre erzählende Kunst übergeht; dann schlug sie sich, wieder jahrzehntelang, mit dem Geist der deutschen Familienblätter

herum, dem zu verfallen sie der ihr mangelnde Enverbesinn und eine gewisse aristokratische Abneigung gegen jede Art von wohlfeiler Mittelmäßigkeit sowie ihr guter Geschmach schützten; und erst gegen Ende ihrer äußerlich kaum bewegten und dennoch sanft ansteigenden Laufbahn stellte sie sich auf die Höhe ihres eigenen Genius mit dem schönen Wort, in dem der Ertrag einer sechzigjährigen stillen Entwicklung beschlossen liegt: „In meiner Jugend hab' ich ja wohl auch dies und jenes versucht; jetzt aber im Alter bin ich ganz zufrieden, wenn es mir gelingt, eine kurze Geschichte gut zu erzählen.“

Eine kurze Geschichte gut zu erzählen — das klingt freilich bescheidener, als es gemeint ist, und die Eschenbach, die als eine noch aus der Grillparzer-Zeit niedersteigende große Dame unserer Literatur oft so unbescheiden war, bescheiden zu sein, wußte natürlich ganz genau, wie sie es meinte. In Wahrheit darf uns ja ihre scheinbare Anspruchslosigkeit nicht täuschen: sie ist nicht nur eine Meisterin in ihrem Fach, sondern auch eine Künstlerin, ist es auch nach der technischen Seite hin. Wie sie uns mit lebhafter Charakteristik in eine Erzählung einführt; wie sie dann, nachdem sie uns mit den Personen vertraut gemacht, ihre Vorgeschichte nachholt; wie sie abschweift und zurückkommt, die Handlung anspinnt und mit immer neuen Erzählerkünsten das Interesse des Lesers bis zu dem wohl vorbereiteten und doch überraschenden Schlusse festhält: das alles bescheinigt eine nicht alltägliche Ueberlegenheit über den Stoff, die man sich, selbst eine große Begabung vorausgesetzt, keineswegs im Handumdrehen aneignet. Die besten Novellen der Ebner-Eschenbach sind auch in dieser Richtung wahre Schulbeispiele, die für ihre ungeweinte Bescheidenheit im Lernen, wie für die von ihr gewählten Lehrer nachträglich das beste Zeugnis ablegen. Marie Ebner-Eschenbach hat auch literarisch die beste Kinderstube gehabt.

Ein Kind, befragt, welche Art von Erzählungen es vorziehe, antwortete: „Ich mag die lieber, die beginnen: „Salt! rief eine Stimme aus dem Gebüsch!“, als die so anfangen:

„An einem nebligen Novembervormorgen . . .“ Nun, die Er-
wachlenen sind heute ungefähr derselben Meinung, und viele
unter ihnen werden die Ebner-Eschenbach, die es, alles in
allem, doch mehr mit dem nebligen Novembervormorgen hält,
darum etwas altmodisch finden. Mögen sie recht haben:
Meisterschaft bleibt Meisterschaft, und wenn es eine ist, die
ein so edles, so gütiges, so zart empfindendes Frauenherz
bewegt, so liegt kein Grund vor, daß wir ihrem Genius die
Reverenz verweigern, weil er in einem gemächlichen Tempo
einerschreitet als der vom Krieg befeuerte Genius der Jetzt-
zeit.

R. A.